

Basel zur Biedermeierzeit

Autor(en): Ernst Jenny
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1949

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/fc88abef-f3a7-4c9c-9b2b-2bcf2a6876ea>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basel zur Biedermeierzeit

Von Ernst Jenny.

Basels Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist schon mehrfach und gründlich geschildert worden, aber zumeist nach der großen politischen Seite; was noch fehlt, das ist eine Geschichte des Alltags, eine Beschreibung der Zustände und Verhältnisse, wie man lebte in Stadt und Haus, nach Sitte und Brauch, bei Arbeit und Festen. Eine solche allen Ansprüchen an Vollständigkeit genügende Arbeit würde eine Unsumme von Sammeleifer auf entlegensten Gebieten voraussetzen; da möchte ich es halten mit jener bekannten Figur eines Fontaneschen Romans, die im Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit unbequemen Fragen aus dem Wege geht mit einem verlegenen «Das ist ein weites Feld!» und möchte mir das bescheidenere Ziel setzen, mit den Basler Biedermeier Dichtern zu zeigen, wie es denn eigentlich gewesen ist. Genaue gefaßt heißt also mein Thema: «*Basel im Spiegel seiner Biedermeier Dichtung*».

Dazu müssen erst in Kürze einige *Vorfragen* erledigt werden. Was versteht man unter dieser Dichtung, was unter Biedermeier überhaupt, wie entstand der Begriff, und welchen Gehalt umschließt er?

Als Hauptvertreter der Basler Biedermeier Dichtung kommen folgende Männer und Frauen in Betracht: Theodor Meyer-Merian, Emma Kron, Wilhelm Wackernagel, Karl Rud. Hagenbach, Jonas Breitenstein, Friedrich Oser, Elisabeth Hetzel, Balthasar Reber, Philipp Hindermann; für einzelne Züge ist auch die bekannte Sammlung «*Basilea poetica*» eine Fundgrube. —

Der badische Dichter Ludwig Eichrodt, Jugendgenosse Scheffels und später Oberamtsrichter in Lahr, auch Sammler heiterer Gedichte in einem «*Hortus deliciarum*», für den er

in den Siebziger Jahren noch Jak. Burckhardt zu gewinnen suchte, hat schon 1850 in den «Fliegenden Blättern» parodistische Gedichte des «Gottlieb Biedermayer, Schulmeister in Schwaben» erscheinen lassen (spätere Fortsetzer dieser «Liederlust» schreiben sich mit *ei*), sie sind ein Symptom für das Entspannungsbedürfnis jener Zeit. Darin besang er mit Absicht «Biedermaiers» Freude an den alleralltäglichsten Dingen. Auf noch nicht aufgeklärte Art ist dann der Name zum Gattungsnamen geworden und auf eine ganze Epoche übertragen worden, nämlich jene Zeit von 1820 bis 1850, da man nach Usteris frühem Rat «Genügsamkeit im Gärtchen» zog. Sie hat ja ihr ganz eigenes Gesicht. Bekanntlich schloß die Napoleonische Kontinentalsperre alle englischen Waren aus und legte den Handel still; wohl blühten Industrien auf und entstanden Fabriken, aber der Friede brachte einen Rückschlag, die Ueberschwemmung mit billigen englischen Waren; Kriege, Hungerjahre — im Badischen gab es Brot aus Baumrinde! —, Sperre der Grenzen, Anarchie im Zoll- und Münzwesen und verkehrte Maßnahmen der Regierungen taten das Ihrige zu einer allgemeinen Verarmung. (Diese hat Basel zwar kaum betroffen.) Verstimmt und bescheiden geworden in seinen Ansprüchen an das Leben, sieht sich der Bürger auf die Enge des Hauses verwiesen. Alles Innerliche, Einfache gewinnt an Bedeutung; es zeigt sich in allen Aeußerungen des Lebens bis in die Ausstattung der Räume hinein, wo das Schlichte und Unscheinbare, das Zweckdienliche, aber Materialechte Grundsatz wird. Das ist in Norddeutschland nicht viel anders als in der Schweiz. In der Kunsthalle Hamburgs hängt — oder hing? — ein Gemälde von K. Jul. Milde aus dem Jahr 1840, «Professor Classen und Familie» darstellend; dessen gemüthlicher Kaffeetisch vor dem Biedermeiersofa könnte geradeso gut ein Basler Interieur vorstellen. Wer sich in die großen kulturgeschichtlichen Schilderungen M. von Böhns und G. Hermanns vertieft, stößt überall auf dieselben Züge; die schwer übersehbare Menge der Jugenderinnerungen von Männern und Frauen belegt sie auf Schritt und Tritt, z. B. die G. Freytags im Norden so gut wie die

Otilie Wildermuths im Süden, um nur zwei naheliegende Namen zu nennen. Was an Erzeugnissen der schönen Literatur den Stempel der Zeit von 1820 bis 1850 trägt, das hat man nun seit einigen Jahren auch in der Literaturwissenschaft mit dieser Etikette versehen als Biedermeierdichtung¹.

In Basel reicht die Biedermeierzeit noch bis in die sechziger Jahre hinein; erst die Einführung der Eisenbahn mit den unausbleiblichen Folgeerscheinungen, dem Abtragen der Stadtmauern und Schanzen, dem Ausfüllen der Gräben und andern Neuerungen, hat ihr das Sterben erleichtert; mit dem Fall des Aeschentors 1861 ist es besiegelt. Man braucht sich dessen nicht zu schämen, daß sich das Basler Beharrungsvermögen gegen das Neue sperrte. Hat doch in großen deutschen Verhältnissen die Eisenbahn zu viel lächerlicheren Besorgnissen Anlaß gegeben: das Bayrische Obermedizinalkollegium befürchtete vom Dampfbetrieb bei Reisenden wie Zuschauern schwere Gehirnerkrankungen und in Tunneln gar Schlaganfälle! Und der romantische Arzt C. G. Carus behauptete, mit der Eisenbahn sei etwas Dämonisches ins Leben getreten. Doch sehen wir nun, wie sich das Bild der Stadt in ihrer Dichtung spiegelt!

*

Zuerst das *Aeußere*. Es handelt sich um ein dichterisch geschautes *Bild der Stadt*, nicht um eine topographische Darstellung; es kommen also nur willkürlich gewählte Lieblingsdinge zur Sprache. Alles überragt das geliebte Wahrzeichen, das Münster mit seinen Türmen; mit Begeisterung wird es schon von den Buben bestiegen, besonders am Ostermontag, wenn die Maurer hinaufklettern zum Schießen und «Gesund-

¹ Dankbar sei auch der Sammlung «Schweizer Biedermeier» von Ed. Korrodi gedacht (1936). Wie reich diese oft etwas verächtlich behandelte Zeit an Keimen zu großen Leistungen war, zeigt die neue umfassende Darstellung von Edwin Redslob «Die Welt vor hundert Jahren, Menschen und Kultur der Zeitwende um 1840». (Verl. Phil. Reclam jun. Leipzig.)

heitbringen»; dem aus der Fremde Heimgekehrten wird es Anlaß zu froher Erinnerung wie ernster Rückschau auf das seit der Jugend Erlebte und die Flucht der Tage. Schauen wir mit Auge und Herzen der Dichter in die Nähe und Weite!

Von den sieben Toren stehen in besonderem Ansehen das St. Albantor, das Spalentor und das St. Johantor. Wenig benützt als Stadteingang ist das Steintor. Das Rheintor mit dem die Kleinbasler verspottenden Lällenkönig mußte fallen, damit die alte Rheinbrücke besser in die «Meerenge», später die verbreiterte Eisengasse, hineinschauen konnte. Sie hat eine prächtige neue Gestalt mit steinernen Ruhebänken erhalten; alte Leute wissen noch davon zu erzählen, daß zweimal das Geländer unter der Wucht der Menge einbrach, die die Schwimmer im Strome bewundern wollte. Ueber ihn führen zwei Fähren, «Rheinmücken» genannt. Dort unten steht die «Alma mater»; ihr gilt noch eines Spätlings Lied: «Vor dir neigen — Muß sich unser schönster Klang — alma mater, wer dein eigen — Muß es bleiben lebenslang.» In der Johannisnacht, so will es die Sage, fordert der Strom ein Opfer.

Und wie am Mittellauf, so locken aufwärts St. Albantor und «Dalbeloch» die verklärende Darstellung hervor; das war das wahre Dorado für «Jugendgeschichten» (Fr. Oser). Da trieb der Hirte noch täglich in der Frühe Geißen, Schafe und Schweine hinaus auf die Weide, ängstigten eine alte Hexe und ein böser Affe an der Kette die Kinder, bargen Teich und verwilderte Gärten, Ställe und Winkel noch unergründliche Geheimnisse. Und dort, «wo die Halde jäh sich senkt», wird bei dem ärmlichen Häuslein die Erinnerung wach an den hochgelehrten und halbverhungerten Genfer Ketzer Castello.

Weitere ragende Bauten tauchen auf. Ueber die Stadtgrabenbrücke durchs Aeschentor fuhren die Wagen und Wägelin aus der Landschaft zum Aeschenschwibbogen mit seinem Spruch «Hin geht die Zeit, her kommt der Tod — Hüt dich vor Feindschaft, fürchte Gott». C. Guise hat ihn in Sepia 1840 der Nachwelt überliefert. Dort weiter unten das Eselstirnli, dann das Kaufhaus mit dem bekannten Erdbebenspruch; in

der Steinen außen das große Anwesen ist der Paravicinische Zimmerhof; hier die Linde am Bäumlein und der alte Spittel: man erkennt die Wärter in ihren Schürzen, das Blech mit den Schüsseln tragend, die Mägde, die Stapfeln wischend, sogar unter den «Schorisen» kehrend. Und oben beim Schwibbogen der Schilthof an der alten krummen Stadtmauer! Dort hat hinter der Stadtmauer eine Jungfer Wölfflin ihre bescheidene Gelegenheitspoesie ausgeübt. Ad. Sarasin, der Begründer des «Christlichen Volksboten», hat sich ihres Nachlasses angenommen und Dan. Burckhardt-Werthemann das Andenken an sie wieder aufgefrischt in seinen «Bildern und Stimmen aus dem verschwundenen Basel».

Durch schmale Gassen geht's hinab zum Marktplatz; er ist noch klein, noch keine «Welt von Tummelplatz». Vor dem Rathaus steht der Stadtsoldat, wie die Wache an den Toren. Diese werden abends zeitig geschlossen; wer zu spät kommt, bezahlt ein Sperrgeld, eine Maßnahme, die einmal zu einem vergnüglichen Scherz Anlaß gab: der Sohn des Bürgermeisters hat sich mit seinen Kameraden verspätet, sie verteilen sich auf die Tore, jeder gibt den Namen des Bürgermeistersohnes an, anderntags stellen sie sich der Obrigkeit, und unter allgemeiner Heiterkeit endigt die Strafe. Dort regt der Totentanz einen Sänger zu ernster Betrachtung an. Etwas weiter oben läuft die neue Vorstadt, später Hebelstraße genannt, hinaus zum französischen Bahnhof; noch rasselt der Verkehr, aber dem Bahnhof wird es bald zu einsam und abgelegen in dem Quartier werden. Der Stolz der Gegend ist der Markgräfische Hof, bald zum Spital gewandelt. Das «trübe schwere Steinrot», das früher Türen und Fenster öffentlicher Gebäude einrahmte, hieß «Deputatenrot». Geschwind noch einen Blick über den Rhein zum Bläsitor, durch das so mancher Bursch in die Fremde hinauszieht, und dann lustig den Stadtmauern, Wällen, Bollwerken und Schanzen entlang ins Grüne, nicht auf dem Rondenweg hinter der Stadtmauer, sondern außen herum, wo die Erinnerungen an ungezählte Knabenspiele wach werden. Wenn es dämmt, geben die spärlichen Oellampen schwachen rötlichen Schein. Das Gaslicht wird erst

1853 vor dem Steinentor eingerichtet. Man blieb eben abends zu Hause oder ging mit der eigenen Laterne aus. Zur guten Jahreszeit saß man am Feierabend mit dem Nachbar auf dem Bänklein vor dem Hause, das heißt in die Falzen zweier seitlicher Stöcke wurde ein Sitzbrett geschoben; noch zu sehen auf dem kolorierten Lichtdruck der Fröschgasse 1861 von Meyer-Krauß.

Gleich vor den Toren begann die *offene Landschaft*, lag die freie, unverdorbene Natur. Man ging «ums Tor», machte sein «Kehrli» um die Mauern der Stadt. Tiefere Gemüter, wie einen K. R. Hagenbach, regte das zu feinsten Empfindungen und Betrachtungen an. Bescheidene Landschaftsgenüsse, aber doch in einer Umgebung, die die Brust aufatmen ließ! Wie wohl einem da werden konnte, zeigen die zahlreichen Landschaftsbilder der *Basler Kleinmeister*. Es wird wohl noch lange so gewesen sein, wie am Ende des 18. Jahrhunderts ein Franz Feyerabend die Gegend um die Wiesenbrücke mit dem Blick auf Kleinbasel und die Landstraße nach dem Bläsitor gesehen hat, oder der unbekannte Meister die malerische Grenzacherstraße verherrlichte um 1800 herum. Wie liebevoll hat Friedrich Salathé St. Jakob und Umgebung festgehalten, der Birmannschüler! So war's um 1820, und 10 Jahre später hat der Zeichenlehrer und Lithograph Sam. Frey sich ganz verloren in den Blick vom Platerschen Landgut zu Gundoldingen auf die damals noch so ferne Stadt! Ja, so wird es gewesen sein noch bis in die Zeit Winterlins hinein, ja bis zu K. Ed. Süffert, dem Gottfried-Keller-Porträtisten; der erlabt sich ganz offenbar an der ländlichen Einsamkeit der Strecke zwischen Luginsland und Petersplatz, während auf dem Aquarell Winterlins über der Stadtbefestigung zwischen Steinen- und Elisabethenschanze schon leise Zeichen der neuen Zeit sichtbar werden.

Von ländlichem Reiz war auch der Harzgraben, d. i. die Stelle des obern Brückenkopfs der Wettsteinbrücke; von dort führte die Fähre hinüber zum Waisenhaus, zum «Herrenmätteli» und zur Grenzacherstraße mit ihren stattlichen Landgütern. Wer kein solches besaß, auch nicht im kleinen Maß-

stab eines *Gütleins* oder *Rebbäusleins*, der hatte sein *Gärtlein im Stadtgraben* und genoß hier in vollen Zügen das Horazische «ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet»; Meyer-Merian hat es uns geschildert mit der ganzen Unmittelbarkeit und Frische des Mannes, dessen Herz noch erfüllt ist von dem idyllischen Glück entschwundener Zeiten. Er rückt als Dichter damit an die Seite der deutschen Maler der Biedermeierzeit, der Blechen, Rottmann, Engert, Spitzweg und Waldmüller, die ebenso leidenschaftlich intime Winkel festhalten, die sie mit ganzer Herzlichkeit erlebt haben. Am Tor stieg man eine Treppe hinunter. Gemüse- und Blumenbeete, Lohwege und Buchseinfassungen, Lilabaum und Bohnenlaube, alles läßt die sorgfältige Hand des Besitzers erkennen und zugleich erkennen, wieviel dieses kleine Stück eigen Land dem in den Mauern der Stadt Eingeengten bedeutet. Hierher geht man am Feierabend, hier genießt man den Sonntagsfrieden, hier treffen sich die Nachbarskinder zu Spiel und Wetteifer in der Arbeit, hier sitzen die Alten beim Glase Bier und der unentbehrlichen Pfeife. Erst die öfter einstürzende Ringmauer macht diesem Kleinparadies ein Ende. Aehnlich verhält es sich mit den Gütlein vor den Toren. In Gärten oder Weinbergen gelegen, waren es einstöckige Gebäude, mit einem Gelaß ebener Erde für Gartengeräte und dgl.; im obern Stockwerk befand sich meist ein größerer Raum und daneben eine Kammer. Hier genoß man die freien Abende und die Sonntage, fern vom Gassendunst. Zur Treppe, die außerhalb des Hauses hinaufführte, gelangte man über einen bogenüberwölbten Kiesweg, vorbei an Apfel-, Birn- und Pflaumenbäumen hin zu zwei schattenspendenden Platanen. Bei schönem Wetter lud zuunterst am Hauptwege eine Cornelkirschlaube zum Ausruhen und Vespertrunk ein: vier rundlich gestutzte Bäumchen, dazwischen Stabwerk als Wände, innen eine Latenbank und ein roh gezimmerter Tisch. Basler in höheren Semestern werden sich aus eigener Anschauung an solche Gütlein erinnern; wo man sie sich im einzelnen Falle zu denken hat, das geht aus den Dichtungen nicht mit zwingender Deutlichkeit hervor. Der Birmannschüler und Vedoutenmaler

Ach. Bentz hat um 1830 ein solches «Landhaus an der Gellertstraße» gemalt; man geht wohl nicht fehl, wenn man es da sucht, wo der Neusatzweg von der Senkung der Gellertstraße abzweigt.

Ein weiterer Spaziergang führt etwa nach Kleinhüningen. Da kann es wohl vorkommen, daß sich ein altkonservativer Gescheidsherr trifft mit einem Jugendgenossen, der als Krämer fortschrittlicher gesinnt ist, und daß dann ganz von selber die Rede auf die großen Veränderungen kommt, die die Eisenbahn gebracht hat. Mit Sorge sieht der konservative Herr, wie Breschen in die Stadtmauer gelegt werden; andre Luft weht, die der Stadt «Jäste» macht, daß ihr zu enge wird in den Kleidern; wie Fabriken entstehen, eine wahre Bauwut um sich greift, zu viel Neuburger und Niedersässen sich breit machen, ohne Liebe zur Stadt; wie die Ausgaben steigen, der Sparsinn schwindet, keiner genug hat; alles die Schuld der Eisenbahn!

Dem gegenüber betont der Fortschrittliche, daß die Fabriken doch auch Brot bringen; daß er froh ist, sich nicht um das Ziel sorgen zu müssen, weil ja doch alle nur im Taglohn von «Einem» stehen, in seinem Auftrage handeln, und keiner hat ihm in seine Pläne gesehen. Darüber sind sie beim Baschi zu den «Drei Königen» und bei einem Schoppen mit einem «Lächli vo der Klybi» gelandet; hier gibt es den guten «Riechemer Schlipfer», der Sonntags Vertreter aller Stände anzieht. Nebenbei sei bemerkt, daß diese ängstlich zwiespältige Betrachtung des aufkommenden Fabrikwesens und seiner möglicherweise weitreichenden sozialen Folgen nichts spezifisch Baslerisches ist. In großen deutschen Verhältnissen hat der berühmte Staatswissenschaftler Rob. von Mohl schon vorher all diese Dinge sehr skeptisch und schließlich fast hoffnungslos angesehen.

Wer aber anspruchslos den Gräben nach spaziert und zufrieden ist mit einem windgeschützten, stillen Bänklein, für den bedeutet Vogelsang und Wald und gar ein Sonntagmorgen in der erwachenden Natur einen Genuß aus erster Hand. So ist es zu verstehen, daß die in der Stadt eingengten Dich-

ter mit Vorliebe Sänger des *Vorfrühlings* sind, allen voran der Dichterpfarrer Fr. Oser, dessen leichtflüssige Liedkunst in der Folge eine Menge Tonsetzer sozusagen zwangsläufig auf den Plan gerufen hat, weil seine Weisen so ansprechend Allgemeingefuhle mit leiser, aber unverkennbarer persönlicher Note aussprechen. («Nun fangen die Weiden zu bluhlen an» u. a. m.)

Zum Stadtbild gehören außer dem Rhein natürlich auch *Wiese und Birsig*. Bei starken Regengüssen kommt es vor, daß die Flußufer in den Langen Erlen eingedämmt werden müssen, namentlich daß Stück vom Waldrand nahe bei der Stadt bis zur Mündung. Das ist aber ebensogut Sache der Herren von Karlsruhe als der von Basel. Abgeordnete von beiden Orten müssen über ihren Anteil einig werden; ist die Einigung erfolgt, so gibt es ein «Mahli», das sog. «Wuhresseli». Die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, daß in den Herzen der Basler Herren der Verdruf über den angerichteten Schaden von einer geheimen Freude weit überwogen wurde. Weniger achtungsvoll als Feldbergs liebeliche Tochter wird der Birsig behandelt. Er ist verachtet als «e gringe Fotzel», der von Zeit zu Zeit den Großen spielt. Entlädt sich an der Landskron ein rechtes Gewitter, so braust er heran, braun vor Zorn, das Aristokratennest zu fegen; er nimmt den Margrethensteg weg, reift in der Stadt die vielen verschämt an den Hinterfronten klebenden Häuslein los, friift sich in die Keller hinein, ja schießt über den Fischmarkt. Das Bauamt muß einen Augenschein nehmen; ein Plan wird ausgeheckt zu radikaler Abhilfe, vorläufig aber behilft man sich mit Locherstopfen, Pfahleinschlagen, Faschinenlegen; da fällt er rasch, bald ist er nur wieder «en arme Trumpi»; der alte Unrat ist wieder da, und der neue Plan wandert ins Archiv.

Ueber allem hat der *Wächter* auf dem Münster- oder Martinsturm ein wachsames Auge. Sieht er wo Feuer ausbrechen, so hängt er seine Laterne in der Richtung der Brandstätte aus; bald ertönen die Gassen von den unheimlichen 3 Trommelschlagen und den Trompetenstoen, Fenster werden aufgerissen, Köpfe in den obligaten Nachtmutzen fahren

heraus, und man hört das stereotype «Wo meint me, aß es seig?» Bei dem wenig auf drastische Wirkungen abzielenden Charakter der Basler Dichtung ist aber kaum eine ausführliche Darstellung einer Brandkatastrophe zu erwarten, obschon die Stadtgeschichte deren schreckliche kennt. Es ist, als ob die an klassischer Poesie Geschulten diesem Stoff aus dem Wege gingen, in der Annahme, es «täte es» mit Schillers Brand in der «Glocke».

Viel mehr zu Herzen geht den Schreibern das Aufkommen der *Eisenbahn*. 1845 wird der französische Bahnhof eingeweiht. Als Männer des praktischen Lebens und nüchterne Volkswirtschaftler sehen sie, daß eine Stadterweiterung kommen muß, als Poeten aber muß ihnen wehe tun, daß damit so viel liebgewordene idyllische Kleinstädterei schwindet. Sie tragen sozusagen Janusköpfe, die nach zwei verschiedenen Richtungen schauen. Da sah man früher so schön über grüne Hecken und Raine und tiefer gelegene Gärten hinweg, über die Weinberge bis zum dunklen Wald und blauen Gebirge hin; und nun an Stelle der Mauern, Wälle und Tore lauter Dächer und Riesenkamine, statt lieblich sich schlängelnder Pfade steife schnurgerade Straßen! Mit der Eisenbahn ist der neue Zeitgeist gekommen, an die Stelle beharrlich stillen Gewerbefleißes des Bürgers Fieber und Hast. Menschen mit andern Bedürfnissen und Meinungen machen sich breit. Wo die Väter ans Glück ein Leben setzten und sparten, ist der genügsame Sinn verdrängt durch Gier und Genußsucht; geschätzt wird nur, was von Paris kommt oder übers Meer. Die Gesellen sind schläfrig bei der Arbeit, es fehlt die Aufsicht und Pünktlichkeit, die Fristen werden nicht eingehalten. So muß einem die Vaterstadt fremd werden. Die Klagen überwiegen, und doch ist es im Grunde die Eisenbahn, die in Meyer-Merians Verserzählung «Die Nachbarn» das Glück der Liebenden macht und die Geschichte zum guten Ende führt. Anders sah es Balthasar Reber². Seinen schweren Be-

² Gerne benütze ich die Gelegenheit, hier das etwas zu harte Urteil über den Dichter im Neujahrsblatt 1927 zu mildern; entscheidende Gedichte waren mir damals nicht bekannt oder nicht erreichbar.

denken gegen das Eisenroß gibt er den folgenden köstlichen Ausdruck:

«Du Geist des alten Priamos,
Erschein' im Großen Rate!
Erzähl' ihm von dem hölzern Roß,
Das deinem Troja nahe,
Wie man den Wall geschleifet hat
Und zog es jubelnd in die Stadt,
Und wie dann aus des Rosses Bauch
Bei Nacht die Griechen krochen,
Und wie in Flammen und in Rauch
Deine Stadt ist zusammengebrochen.
Du Geist des alten Priamos,
Erschein' im Großen Rate!
Und warn' ihn vor dem Eisenroß,
Das gar zu gern uns nahe.
Sag' ihm: Zerbrecht nicht Euern Wall
Und werdet dieses Rosses Stall.
Sag' ihm: Es sei ganz einerlei
Ob's Roß von Holz, von Eisen,
Und ob der, der im Bauche sei,
Franzos' oder Grieche mög' heißen.»

*

Von gewichtigen Bauwerken im Innern der Stadt vernehmen wir verhältnismäßig wenig. Mit um so ausgesprochenerer Vorliebe sehen wir Auge und Stift der Poeten auf die kleinen *Ladengeschäfte* gerichtet: *Spezereilädeli*, *Mercerielädeli*, *Kurzwarengeschäftlein* oder was man noch heut in kleinen Dörfern einfach Handlung nennt. Da ist z. B. das Geschäftlein der Witwe *Espenmüller*. Sie handelt im Winter mit wollenen Strümpfen und Jacken und zügigen Nachtmützen, im Sommer mit Leinwand und Kölsch zu Bettanzügen. Ihre bescheidenen Lustbarkeiten bestehen im Gespräch auf dem Bänklein vor dem Hause oder etwa einem Zunftball, der Gesprächstoff auf Jahre liefern muß, oder einer Einladung im Herbst zu Bekannten auf dem Landgütlein vor dem Tor. Besser der

Laden des Erasmus Flecklein in dem alten, hohen Eckhaus mit der dunkelroten Einfassung der Kreuzstöcke und den Kanonenkäneln mit Drachenköpfen. Neben dem dunkeln niedrigen Hausgang liegt er offen gegen die Straße, ohne Scheiben noch irgendwelche Bemalung. Vorn in der Auslage stehen zwei große runde Büchsen und ein Stück Käse aus Holz, in der Mitte ein Mohr mit einem Korb voll Rauchtobak, daneben Schalen mit blauem Vitriol und gelbem Schwefel und solche mit Pfeffer und Amlung. Um die Schubladen im Inneren, die braun sind von Alter und Gebrauch, herrscht Halbdunkel; sie enthalten Kaffee, Cichorie, Mandeln, Rosinen, auch Dochte und Stoff zu Sirup. Im Ladenstüblein werden Papierdüten gemacht. Zuoberst im Haus ist ein Taubenschlag; von ihm aus sieht man, wenn die Nachbarn Wäsche aufhängen auf dem offenen Estrich. Andernorts beherrschen ein dürrer Stockfisch und ein Zuckerstock das Feld, umgeben von hölzernen Geschirren voll Reis und Kleesamen. Kinderkundschaft wird angelockt mit Bärendreckschneckli oder Zuckerkandel. Ueberall riecht es heimelig nach Häring und Käse, und am Freitag als dem «Bottetag» ist Hochkonjunktur. Manch einfache Frau hat mit Schwefelhölzli, Zundel, Bündeln, Häftli, Kümmel und Reckholderbeeren bescheiden angefangen, ist mit der Zeit fortgeschritten zu Tabak, Kaffee und Zucker und hat es noch zu einem Goldgrübli gebracht. Freilich kündigt sich auch bald genug die neue Zeit an: an die Stelle der bunten Schwefelhölzer tritt der Phosphor; wo Kiele an Schnüren hingen, macht sich auf vergoldeter Karte die Stahlfeder wichtig mit zierlichem Halter; mit Nadeln, Messern und Stahl dringt sie aus England ein.

Hier kommt auch der liebenswürdige *Biedermeierhumor* zur Geltung, wie er uns aus Spitzwegs Bildern anlächelt und in G. Kellers Seldwyler Geschichten noch seine Spätblüten treibt. Auch größere Ladengeschäfte sind da; leicht stellt man sich eines an der Freienstraße vor; über dem Laden sind in den obern Stockwerken die Wohn- und Schlafräume des Inhabers; darüber hausen Angestellte, Gesellen oder Dienstboten; nachts sieht man etwa noch spät ein Lichtlein auf den Birsig herab-

blinzeln. An der Freienstraße erfreute sich das Schirmersche Geschäft für Stoffe eines gewissen Rufes; für Pastetli war der Traiteur Trefzger bekannt; beliebt war «der Lindenmeyer am Seiblatz»; kochen lernte man im «Schlüssel» «bim Gaimüller», und das Wirtshaus Schlegel am Fischmarkt unter Wirt Himmeli wurde viel besucht. Essen und Eßgeschirr sind für den Basler von Wichtigkeit, wie noch zu sehen sein wird.

Sehen wir uns zuerst in einem *einfacheren Bürgerhaus* um! Es trägt die Nummer 856. Eine Hausglocke ist nicht vorhanden, an der alteichenen Haustür fällt ein großer messingener Türklopfer auf den Nagel; über eine ausgetretene Stufe kommt man in einen kühlen dunklen Hausgang, wo rauher Sand unter den Schuhen kracht: . . . Ist ein kleiner Laden im Erdgeschoß, so geht ein getäfertes Hinterstüblein auf einen feuchten kleinen Hof mit grünangelaufener Mauer und ewig kalten Steinplatten hinaus. Am herabhängenden Stiegenseil steigt man die schmale steile Treppe hinauf zur Wohnstube mit dem sauberen Fegboden. Auf dem alten eichenen Tisch dampft die Suppe aus der zinnernen Schüssel durch die Oeffnungen des Lampenschirmes und über das weiße Tischtuch hin; erst später gibt es weiße irdene Teller. Oft erhellt auch nur ein messingener oder versilberter Lichtstock die dunkel vertäferete Stube mit den niedrigen Kreuzstöcken, schmalen Simsen und kleinen Scheiben. Alles Messing hat am Samstag frisch zu glänzen; «s'Gäl butze» ist wichtige Sonntagsvorbereitung. Hängt ein «Dieb» ins Unschlitt herunter, so schneuzt man den Docht mit der «Abbreche», d. h. der Lichtputzschere. Der Lichtstock ist ein wichtiges Inventarstück. Mit ihm sucht man das hintere grüne Stüblein auf oder die Schlafkammer; Kinder und Dienstboten sollen vorsichtig die Hand vor die flackernde Flamme halten. Kupferstiche in schmalen schwarzen Rahmen und eine Wälderuhr mit bemaltem Kuckuck bilden den bescheidenen Wandschmuck. Silber wird in wohlverschlossenen Schränken, Geld und Gültbriefe in eisenbeschlagenen Kisten verwahrt.

Wo alte Schwestern in der Zurückgezogenheit leben, da ist alles von besonderer Ordnung und Sauberkeit: die Stein-

platten frisch wie aus dem Steinbruch, der Boden blank gewischt; die Bilder der Geistlichen und Ratsherren prangen in goldenen Rahmen über der geschweiften Nußbaumkommode; da steht der mächtige Kasten mit Säulchen und Schnitzwerk und Intarsien, da der Arbeitstisch mit Linnen am grünen Nähkissen, dabei der Käfig mit dem Kanarienvogel; ein Haus, das nur so strahlt von Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit. Man glaubt es dem Idylliker Meyer-Merian, daß er solche Haushaltungen kannte, so wie es der von Jak. Burckhardt auf realistische Zeichnung hingedrückten Emma Kron zu glauben ist, wenn sie mit feinem Stift Dasein und Gehaben einer gehobenen Gesellschaftsschicht eingehend schildert.

Als ein Stück städtischen Lebens darf man auch die Schilderung des Liestaler Pfarrhauses ansprechen, aus dem nach Elisabeth Hetzel der orthodox-pietistische Pfarrer vertrieben wird. Es handelt sich wohl um den nachmaligen Pfr. M. Von Brun von Kleinhüningen. Wir sehen die Familie beim Nachtessen. Auf Zinnteller wird Haferbrei ausgeteilt von der Pfarrerin, die, eine weiße Tüllkrause an der Haube, ein weiches Ei löffelt; ein Becher mit Milch, gebratene Speckmümpfeli und Brotscheiben sind die Zugabe, während der Mann zum Nachtsch noch einen Bissen mit Wein nimmt, denn er hat zu arbeiten bis Mitternacht. Jedem der Anwesenden reicht er einen schön abgezirkelten Käsewürfel an der Messerspitze entgegen, und die Mägde kommen mit Zinntellern, ihre Ration zu holen. Der Herr allein isst mit silbernem Löffel, die Frau bedient sich eines Kaffeelöffels. Aus seiner Hauslehrerzeit hat er noch eine Plato-Büste, einst ein stattliches Geschenk; jetzt steht sie bezeichnenderweise, ein Loch in der Nase, in der selten betretenen Visitenstube.

Das *bessere Haus* kündigt der Gassenspiegel oder «Spion» an; in dem erkennt man von oben den Besucher, oder das Guggehürli, ein Miniaturerker, von dem aus man, selber ungesehen, gaßauf gaßab das Kommen und Gehen der Leute betrachten kann. Das Haus ist denkbar solid gebaut, nicht ringhörig, vom gewölbten Keller bis unter die Hohlziegel des

Daches alles echt und massiv. Durch die dunkelbronzene Tür mit Messinggriff kommt man in den Gang, da hallt es wie in der Kirche. Glänzend gerieben ist die Stiege; die brave Ursel hat schon vor sieben Uhr Wachs und Terpentin dazu warm gemacht; man meint, die Schuhe ausziehen zu müssen. Jetzt ist man im Sommerhaus; seine Fenster gehen auf den Hof, da rauscht der alte Brunnen. Mächtige Kästen mit gewundenen Säulen und schönem Kranz — «me kennt drin logiere» — enthalten ganze Beigen ungebrauchtes Weißzeug, altes Erbgut; dazu Damastjuntten, Tschopen, Leibchen, Schnallenschuhe, sogar Degen und Zopf von Vorfahren sind dabei. Dann schweres Silbergeschirr und Schmuck, auch der Sparhafen mit den Gottebatzen ist nicht zu vergessen. In der verferterten Stube mit der Pendule an der Wand zieht der große Kachelofen, mit Chinesenbildern bemalt, die Aufmerksamkeit auf sich; er wird mit Wellen gespeist; ins Ofenrohr wird ein Steinsäckli oder ein Backstein geschoben als winterliches chauffe-pied; trockene Finkli erwarten jugendliche Besucher bei Regenwetter; auch dem «Ziwaudel», d. h. der Schmutzkruste am Kleid, tut die Wärme gut. Ueberall stehen uralte, aber wohlerhaltene Möbel; Plüschsitze und Rückenlehnen sind mit weißen Ueberzügen versehen, damit sie nicht ab-schießen; sie wie die Vorhänge sind höchst wichtig. In einem Begleitvers zu solchem Geschenk heißt es:

«Verhänge nun den Sonnenschein — ganz nach Belieben und Vergnügen — das wird den Möbeln dienlich sein — und auch den Möbelüberzügen» (Wackernagel). Abgehoben werden sie bei festlichen Anlässen, z. B. für die Donnerstagsvisite. Die Gastgeberin sitzt mit der Strickete auf der Fensterpritsche, nicht weit von ihr das dreifarbigige Miggi, die Katze. Die angelaufenen Fenster sind besonders sorgfältig mit dem Hirschleder abgerieben. Das tüllene Häublein mit dem Lätsch sitzt hübsch über den drei Seitenlocken und steht dem schwarzen Merinokleid wohl an. Um 3 Uhr geht das Geschell los, die Geladenen kommen; jetzt ruft das silberne Glöcklein auf dem Arbeitstisch die Magd mit dem Gugelhopf zum Kaffee herein; die vergoldeten Tassen stehen bereit, die

gewöhnlichen Schüsselein von der Burgliber Kilbi (mit dem bekannten Spruch vom «Glück und Glas» auf den Plättli) bleiben draußen in der Küche. Um acht Uhr holen dann die Mägde mit den Visitenlaternen ihre Frauen ab; bis dann kann wohl einmal das Oel aus der Lampe hinuntertröpfeln in den Stock, daß man das Pumpwerk frisch aufziehen muß.

*

Nach den Häusern ein Wort von ihren *Bewohnern*, von *Eheschließung, Kinderwelt, Männern und Frauen*. Soll eine Verlobung bewerkstelligt werden, so hat ein Vertrauensmann der Familie des Bewerbers erst sorgfältig zu sondieren, ob sein Schützling genehm sei; dann erst hält er in dessen Namen feierlich in Frack und weißer Halsbinde um das Mädchen an, und zwar mit wohlgesetzter Rede. Von all den schönen Hochzeitsbräuchen, wie «Zämmefahrete», Glockengeläute, stolzer Anzahl der benötigten Kutschen, um deren gütige Ueberlassung man bei den Besitzern mit höflichen Schreiben bescheiden nachsuchte, von der Beköstigung der sträußchengeschmückten Kutscher und den Trinkgeldern, vom Gabentisch und seiner Bewachung durch einen Vertrauensmann, von all diesen Dingen, an die noch lebendige Erinnerungen aus der fernen Jugendzeit im Schreiber haften, erfährt man aus dem dichterischen Schrifttum wenig, mancherlei dagegen über die gebräuchlichsten Hochzeitsgaben; die Gelegenheits- und Hauspoesie gibt da bezeichnende Winke. Beliebt war der zusammenklappbare runde Tisch. Mit Vorliebe fährt man schon damals zur Kopulation nach St. Jakob. Bedeutsam ist die ganz ausführliche, «im Namen Gottes» beginnende Eheabrede, «alles aufrichtig und ohne Gefährde . . . unterschrieben von beiden Verlobten, dem Vormund der Jungfrau Hochzeiterin, den nächsten Angehörigen sowie dem hiezu berufenen Notar . . . mit des Notars angewohnten Insiegel öffentlich verwahrt und sodann jedem Teile ein Exemplar zu gestellt» . . . «So geschehen in Basel» . . . bedeutsam durch die Klausel, daß die Frau, falls der Mann stirbt, vom Erworbenen und Ersparten eine «Ergötzlichkeitssumme» von 2 Dritteln,

die Erben des verstorbenen Ehemannes 1 Drittel erhalten sollen.

Buschi, so läßt man die kleine Welt glauben, kommen vom «Bruderholz». Schon im zartesten Alter werden von befreundeten Familien zweie füreinander bestimmt, damit Stand und Vermögen zueinander passen. In der Wochenstube herrscht fast unbeschränkt die Vorgängerin. Sie überwacht die Wagle mit dem Bogentuch, sie kommandiert die Kindbetterin; besorgt, aber oft ohne Feingefühl, erzählt sie der noch schwachen Frau alle möglichen gefährlichen Fälle und bringt ihr zur Beruhigung vor dem Einschlafen ein «Burgemeisterli». Dem Kind legt sie eine Bibel unter das Kissen. Beim Anwerben hat sie ein Haftgeld erhalten; beim ersten Zahn bekommt sie ihren Neutaler. Die Wagle wandert später auf den Estrich.

Liest man von den vielen *Spiele*n und Spielmöglichkeiten für kleine und größere Kinder, so erhält man den Eindruck, daß es auch ohne kostspielige Tennis- und Sportplätze eine glückliche Jugendzeit gab. Von dem Knabentreiben auf Bollwerken und Schanzen war andeutungsweise schon oben die Rede. Trommeln vor den Toren, Schlitteln mit dem heute leider ausgestorbenen Warnruf «schellehoup», Soldätli, Räuberli, Reiflen, Ballenwerfen, Drachen steigen lassen oder gar ein wenig Pülverlen oder Feuerwerk machen, das füllte freie Stunden und Tage. Für Mädchen bildet das «Doggetekänsterli» eine Quelle unversiegliger Freude; kleinere vergnügten sich an «wiß und schwarz» oder «Frau, wänd Er eier Kind verkaufe»; abends machte man s'Gänsli- oder s'Vegelispiel; für den Kitzel des Gruselns sorgte «Glecklimuschee», für den Wunderfitz verkaufte der Buchbinder Korn am Luftgäßlein billige «Stechetehelgli». Halbwüchsige erlabten sich an Scharaden; die Anzüge dazu wurden in der wurmstichigen alten Truhe im Gerümpelkämmerli unter einem rostzerfressenen Schloß aufbewahrt, wo auch das Strafkämmerli war. Selbstverständlich besuchten die Kinder Sonntags die Kinderlehre; Knaben und Mädchen mußten abwechselnd jeden zweiten Sonntag aufsagen. In dem gemütvollen Familien-

bilde «Beim Lichte» hat K. R. Hagenbach solche Spielabende mit Vater und Mutter festgehalten. Die Mühen des Strickenlernens lernten die Mädchen frühe kennen. War die Zeit des Welschlandaufenthaltes da — mit Vorliebe in Montmirail —, so gab es eine Menge zu rüsten: Weißzeug, Strümpfe, Junten, Röcke, Mäntel, Mantillen, Hüte, Ceinturen, Gärnli, Aermel, Chemisetten, Fichus und andere «Queqchoserien». Die Näherin sitzt von acht Uhr früh bis acht Uhr abends da.

Ein besonderes Kapitel sind die *Dienstboten*. Es gibt treffliche alte Inventarstücke und leichtfertige junge, die den vornehmen Plätzen nachrennen in der Dalbe oder Rittergasse — tout comme chez nous! «Horibel! s'isch was me ka sage!» Eine Sonntags gewagte Kutschenfahrt auf die Landschaft ist ein Ereignis; es eilt, denn man muß vor der Kirchenzeit draußen sein, weil dann die Stadttore geschlossen sind. Den Glanzpunkt im Familienleben bilden natürlich die *Sommerferien*. Es spricht für die zufriedene Genügsamkeit der ganzen Lebenshaltung, daß Bürgerfamilien ihre sommerliche Erholung nicht meinten, nur an kostspieligen Kurorten suchen zu müssen, sondern mit Haushalten auf Landsitzen oder in Bauernhöfen des Baselbiets vollauf zufrieden und glücklich waren. Hauenstein, Langenbruck und Reigoldswil mit ihrer Umgebung sind alljährlich sehnsüchtig begehrte Ziele. Das Bettzeug brachte man mit. Die Installierung war denkbar einfach, die Beleuchtung z. B. bestritten Unschlittkerzen, die man auf leere Flaschen steckte. Aber das Glück, besonders der Jugend, war unbeschreiblich, wenn man mit dem «Lockemathisli» nach Liestal fuhr, um dann mit der Post hinaufzukutschieren, und der Postillion vor dem Dorf lustig ins Horn stieß. Auf Spaziergängen kehrte man gern den verständnisvollen Städter heraus mit den stereotypen Fragen an die Leute auf den Feldern: «macht's warm?» oder «haut's es?» Da hält man's auch mit der *Kleidung* freier.

Anders in der Stadt. Treibt es am Sonntagnachmittag den einfachen Bürger mit der Frau zu den Toren hinaus — etwa zur Bleiche, wo wochentags die Armen manches holen —, so trägt er einen altmodischen Rock von eckigem Schnitt. Wich-

tiger ist ihm, daß der silberbeschlagene Ulmer Pfeifenkopf gut gestopft und die Schnupftabakdose recht nachgefüllt ist — Schnupfen ist namentlich dem Staatsbeamten unentbehrlich; bei dem ist der Tabak freigebig auf Tisch, Akten und Rock verstreut —. Der Bambusstock vervollständigt die Erscheinung. Ebenso einfach geht die Frau. Eine Haube mit Schleifchen ist ihr Schmuck, ein Hut würde sich nicht schicken «für ihrer Gattung Leute». Doch der grüneidene Sonnenschirm mit Fransen muß mit. Zu einem Ausgang in die Stadt streift sie die Finken ab, legt Shawl und Sonntagshaube an, hängt das Fürtuch an den Rechen hinter der Küchentür, nimmt das Geld aus dem Känsterli und läßt sich von der Magd den Korb nachtragen, wenn sie nicht selber die Kommissionentasche am Arm hat, jene «gewaltige Mappe mit Tragschnüren». Ueppiger nimmt sich die Tracht der höhern Stände aus. Wo der Kaufmann des Mittelstandes nur sonntags den Seidenhut zu einem «heiteren» Gilet anzieht, trägt der feine Herr Kastorhut und langen Tuchrock; der ganz noble hat einen langen grauen Mantel mit sechs Kragen, einer immer daumensbreit schmaler als der andere, eine lila Atlasweste und Schmuck aller Art: ein Staat und Aufwand, dessen häufiges Vorkommen man aber bei der Biedermeier Grundhaltung billig bezweifeln darf. Trug zu «Aehnigroßbabbes» Zeiten der Hochzeiter noch eine gelbe knappe Hose und einen blauen Schwalbenschwanz und Nebelspalter, und die Braut einen rosa «Ginggangrock» mit kurzen Aermeln und Taille, so schaut, wenig später, z. B. eine Frau Gerichtssubstitut gar stattlich aus mit ihrer Haube, einem Meisterwerk der Putzmacherkunst: über dem Scheitel eine hochgebaute Krause mit violetter Bandschleife, ein gelbes Shälchen, die Ecke genau in der Mitte hinten, über dem olivenfarbigen Seidenkleid. Immer spielt der Schirm eine Rolle: zweiplätzig groß für gewöhnliche Leute, glänzt er in besserer Ausgabe mit blitzblauem Bergal und Meerrohrstäben, etwa auch mit einem Knopf wie eine kleine Strumpfkugel, darauf ein Herz eingraviert und zwei Buchstaben. Weiße Strümpfe sind bei den Frauen so selbstverständlich wie bei den Mädchen farbige

Samthauben mit Pelzeinfassung. Eine Bestätigung dieser Moden findet sich auf dem entzückenden Bild der Frauen Spörlin aus dem Kurzwarengeschäft am Barfüßerplatz, das unser historisches Museum aufbewahrt.

Zum Basler Bürgerhaus gehört als unentbehrlicher *Mitbewohner* ein *Biisi*. Man begegnet ihm da und dort in der Dichtung und fühlt eine gewisse Zärtlichkeit in der Behandlung durch die Strenge hindurch, mit der es, verläßt die Herrin die Stube, vom Ofenplatz weg- und hinausgejagt wird. Weniger beliebt war offenbar der *Hund*. Dem Vernehmen nach muß es zwar deren nur zu viele in der Stadt gegeben haben. Der ältere Neustück belebt sein Bild vom Barfüßerplatz, jetzt im Stadt- und Münstermuseum, mit einer stattlichen Anzahl, und er mußte es wissen, wohnte er doch mit seinen Söhnen im «schiefen Eck» daselbst. Aber gerade zufolge der großen Zahl der Hunde beliebte die idyllischere Katze als Hausgenosse mehr, und einen Hundesport hat sich erst die neue Zeit vorbehalten. Ich erinnere mich nur an einen gescheiterten Hofhund Ringgi, dem sein Darsteller abgründige Gedanken über die Vorkommnisse im Menschenleben andichtet. Immerhin: das Verständnis für die Tierwelt scheint nicht gering gewesen zu sein, sonst wären nicht die Ende der dreißiger Jahre erschienenen Fabeln und Tiergeschichten der Hey und Speckter für die Basler Primarschul-Lesebücher so gern und stark verwertet worden.

Von den *Männern* und ihrer etwas trockenen Tüchtigkeit, von ihrer Gesinnung und politischen Richtung war schon die Rede anlässlich der Spaziergänge. Die sog. Bändelherren führen ihre Geschäftsgänge oft ins Baselbiet; die gütigen schenken etwa den Fraueli ein Band für ihre Beginen. Heimattreu und stadtliebend kannegießern sie gern bei jeder Gelegenheit; wohlweise wissen sie, wie die Regierung es besser machen sollte. Ihre politische Tätigkeit kann sogar den ehelichen Frieden stören, der Club ist ihre Gefahr. Dem Leben nachgezeichnet scheint der Ratsherr, der gegen seine Hausehre den zärtlich besorgten Gatten herauskehrt, hinten herum es aber nicht verschmäht, dem hübschen Dienstmädchen nachzustrei-

chen. Ebensovienig mutet an der Präsident, der großartig an Spital, Museum und Waisenhaus spendet und an Feiertagen zweimal zur Kirche geht, dafür an seinen Angestellten knauserst, damit sie «nicht verschwenden». Der Versuchung des Spiels, etwa im «Wilden Mann», widerstehen sie schwer. Sympathische Gestalten liefert der untere Bürger- und Handwerkerstand; schrullige, aber herzensgute Junggesellen, selbstlose alte Onkel sind eine liebe Zuflucht der Kinder, Vertraute der Herzensanliegen der Mädchen. Die Ehemänner haben Respekt vor den Frauen; ist die Luft geladen, verziehen sie sich gern als die Klügeren, und gar am Wäschetag fühlen auch die strammsten «das Scepter in ihrer Faust wackeln».

Reich ist die Biedermeierdichtung an *Frauenbildern* aller Art. Es sind auch solche darunter, die die Gottfried-Kellersche Dichtersünde vorwegnehmen und in ihrer Süße als bloße Erfindungen wirken. Aber die besten Darsteller streben so redlich nach realistischer Lebensnähe, daß man die ausgeführten Porträts wie die flüchtigen Skizzen als vollwertiges Konterfei ganzer Schichten der damaligen Frauenwelt ansprechen darf. Da sind zuerst die braven Durchschnittsfrauen, Alltagserscheinungen. Das Schickliche ist ihr unverletzliches Gesetz. Vor dem Urteil der lieben Mitmenschen haben sie heillosen Respekt. Nicht frei von Eitelkeit, sitzen sie bei einer Kutschenfahrt da wie eine «Prebschtene», im «Tüllkrees, im gufferierte», gravitatisch wie eine «Landvegtene». Sie haben es gern, wenn man ihnen ein wenig scharwenzelt. Emma Kron hat für diese Dinge ein scharfes Auge. Um beim Manne etwas durchzusetzen, fehlt es ihnen nicht an Hartnäckigkeit und bei aufrichtiger Liebe nicht an diplomatischen Winkelzügen. Sie erziehen sorgfältig im Aeüßerlichen, lassen es aber dabei bewenden. Ebenso an der Oberfläche bewegt sich die Unterhaltung in den berühmigten Kaffeewisiten, vom Wetter und den Hühneraugen über den Haushalt bis zum Egoismus und dem späten Heimkommen der Männer, um bei der Kleidermode hängenzubleiben. Im gesellschaftlichen Leben herrscht überhaupt ein Ton, der einem Fremden nach dem Urteil eines Pfarrers nicht wohl, viel eher Heimweh macht. Sie sind flei-

ßige und tüchtige Hausfrauen, aber von etwas rauher und rärer Art; sie meinen es nicht ungut, aber dürrtig von Gemüt, können sie es nicht zeigen; sie kochen dem Manne gut, aber in seiner innern Not finden sie mit keinem Wort zu seinem Herzen, es fällt ihnen nichts ein, so gut sie sonst mit dem Maul beschlagen sind; die ganze Teilnahme einer solchen Eehälfte erschöpft sich in der Frage: «Soll i der e Wysippli koche?» Sparsamkeit ist eine Haupttugend. Zu ihr gehört auch, daß man die guten Kleider auf alle Weise schont, sie schon am Sonntagnachmittag wieder in den Kasten versorgt, wo zum Schutz gegen Motten stets etwas Kienholz liegt. Wie denn auch der Hausvater sonntags nach dem Kirchgang den Rock gleich wieder zum Ausbürsten an den Pflock hängt und Mütze und Hauskittel hervornimmt. Aber die Sparsamkeit hindert doch nicht an unnötigen Gelegenheitskäufen, vor denen eindrucklich gewarnt wird: «Was man nicht braucht, ist immer zu teuer.» Sie artet etwa in Geiz aus, wie bei der Frau, die vor dem Spiegel gemalt sein will, damit man sie von vorn und von hinten sehe, die jedoch «im Moler nur fir ai Kopf will zahle». Das gibt dann die kühlen Ehen, in denen man zum Trost Gellertlieder liest. An Berichten, wie solche Frauen nur durch tiefes Leid geläutert und geheilt werden, fehlt es nicht. Aber eine Verlobung zu «britteln» macht doch vielen Spaß. Daneben gibt es die frommen Frauen. Sie tun Gutes, sind dienstbereit, doch das Heute ist ihnen zu wichtig. Als Christinnen vertrauen sie auf Gott und bauen auf sein Wort, «solange ihre eigene Weisheit und Selbsthilfe ohne den Atem zu verlieren nebenherlaufen» mag. Allein es ist mehr Brauch und Herkommen als im Tiefsten Erfastsein. Der erste Ausgang nach dem Kindbett gilt der Kirche. Das Nachtmahlbüchlein spielt eine nicht unbedeutende Rolle. Kirchgang und erbauliche Gespräche sind vertraute Dinge. Aber das Beste fehlt oft, Demut, Hingabe, persönliche Opferbereitschaft; Rechthaberei und ruhelose Betätigung in christlichen Liebeswerken ersticken das Innerste. Kommt die Stündelerei dazu, ist der eheliche Friede gefährdet. . . . In der Not sucht man Zuflucht beim Kaffeesatz oder bei den Karten,

oder man wendet sich für einen Dreibätzner an die Frenken-
dorfer Wahrsagerin. Neben solchen Frauen stehen die stillen,
treu besorgten frommen Mütter, die selbstlos dienenden
Mädchen, die im Schatten blendenderer Pflänzchen ein wenig
beachtetes Dasein führen und erst spät in ihrem vollen Werte
erkannt werden, die alten Jungfern, mit ihrem geräuschlosen
und oft so segensreichen Lebenslauf, und endlich neben den
Zierpuppen städtischer Gefallsucht die an Leib und Seele so
gesunden Bauernfrauen auf den benachbarten Musterhöfen.
Auf sie passen die Lobsprüche aus Jesus Sirach am 26. treff-
lich. Sie gehören zum Stadtbild; Meyer-Merian hatte als Spi-
talmeister sattsam Gelegenheit, ihre wortlose werktätige
Frömmigkeit kennenzulernen. So sind alle Spielarten und
Schattierungen weiblichen Wesens vorhanden; auch die
fromme Herrnhuterin fehlt nicht, die Arme und Kranke be-
sucht und Verwundete pflegt; bei ihr füllt sich die Bank neben
der Küchentür Schlags zwölf Uhr mit hungrigen Kostgängern.
Die ganz unsentimentale und in aller Nüchternheit doch warme
Art, wie auch diese Spezies behandelt wird, ist ein schönes
Zeugnis für den Gerechtigkeitssinn des Darstellers. Ein ein-
heitliches Bild der Gesinnung der frommen Stadt Basel ist
aber kaum zu gewinnen; gegen die ängstlich enge, mißtrau-
ische und abwartende Haltung hat ja auch der große De Wette
erst mit dem kräftigsten Argument seiner Persönlichkeit auf-
kommen können.

*

Sehen wir uns um nach den *großen Anlässen* im bürger-
lichen Leben, so muß zuerst die Rede sein von der Frauen-
angelegenheit der *Wäsche*. Mit ihr feiert die geschäftliche und
so sehr auf Sauberkeit erpichte Tüchtigkeit der Basler Frau
ihre großen Triumphe. Sie bildet eine Angelegenheit des
ganzen Hauses und steht von langer Hand im alten Basler
Kalender («gestellt durch Jacobum Rosium») verzeichnet,
nur ja nicht am 13. des Monats! Hat die Buuchere sicher zu-
gesagt, so ordnet und sortiert die Hausfrau die Wäsche in der
Schwarzplunderkammer, zählt sie sorgfältig und bindet sie

in Bündel. Dann wird sie eingelegt. Zuber, groß und klein und wohlverschollen, Seife, Asche und Aschentuch, Kerzen, Beinerkranz und Holzklötze müssen bereitliegen, wenn die Waschfrau, schon am Vorabend mit dem Hausschlüssel versehen, in aller Herrgottsfrühe um 3 Uhr mit Laterne und Korb anrückt. Der Hausherr wird nach allen Regeln der Diplomatie zum Hause hinausgeräuchert — was ihm übrigens nicht so ungelegen kommt — und die Kinder werden an die Großmutter ausgeliehen. Die Verköstigung bis zum «Scherdichfort», das ist der Abschiedstrunk in dem bauchigen Krug, stellt an die Umsicht der Hausfrau keine geringen Ansprüche; Angst und Sorge liegt über dem Haus, denn bei der kleinsten Unterlassung ist man nicht sicher vor den bösen Mäulern dieser Weiber. Dann kommt der Tag der Glätterinnen; im Ratsherrenhaus sind es deren 3: Durchzieherin und Reinglättere sind besonders wichtig. Was für all diese Dinge der Kalender in Basel bedeutete, hat W. Wackernagel hübsch besungen:

*«Den Kalender meinem Weibe,
 Daß die Ränder sie beschreibe
 Und im voraus sich bemerke,
 Wann mit Wasser, Laug' und Stärke
 Jene Zungendrescherinnen,
 Baucherinnen, Wäscherinnen,
 Henkerinnen, Glätterinnen,
 Eines Worts, all jene Rinnen,
 Die von Unlust überrinnen,
 Wenn ihr Tagwerk sie beginnen;
 Daß sie außer Wäsch' im Buche
 Auch vermerke die Besuche,
 Die erfreun und nicht erfreuen,
 Unsres Arztes, des getreuen.
 Aber wenn ich wohl gelitten
 Naben darf mit flehnden Schritten
 Dem Geschick und meinem Weibe,
 O so wünsch' ich, daß sie schreibe
 Höchstens mir zu zweien Malen*

*Jährlich jener bittern Qualen
Länder- und Kalenderplage,
Und den Arzt an keinem Tage.»*

(aus den «Hausgeschenken»)

Anders als in dem heutigen nivellierenden Großstadttreiben sah damals das *Wochenleben* der Stadt aus. Jeder Tag hatte sein eigenes Gesicht. Der Mittwoch z. B. ist «gar kein Tag», keine Magd tritt einen Dienst an, keine Hochzeit findet statt, es ist ein Tag des Stillstandes; nur die hohe Behörde hält ihre Sitzung ab. Das Ratsglöcklein ruft. Am Freitag ist Wochenmarkt, da bringen die Gärtner und anwohnenden Landleute ihre Ware zum Verkauf. Ihre Bänke stehen auf dem Platz oder den Häusern entlang. Man kann sie wohl unterscheiden, die Marktfrauen: die einfachen Baselbieterinnen mit dem weißen Kopftuch, die Sundgauerinnen mit den gesteppten Hauben und den großen Taschen an den rötlichen Röcken, und die Markgräflerinnen mit dem «Heimatschein» auf den Köpfen und ihrem stattlichen Halstuch, während die ledigen Meitli seidene Bänder in den Zöpfen tragen. Auch Juden von Hägenheim sieht man oft. Da feilschen denn die Basler Frauen, teils aus Sparsinn, teils aus Rechthaberei; da gibt es für die wenigen Polizeier und «Marktherren» drohende Händel zu verhüten, da verschwätzen die Herrschaftsmägde in weißen Schürzen die Zeit; den Erlös setzen die Marktfrauen gern in Waren um; was sie noch übrig haben, handeln ihnen die «Fürkäuferinnen» ab, die Spekulantinnen der alten Zeit, um es mit kleinem Gewinn an die späten Besucher abzusetzen, Hökerweiber, die der Hitze mit einem Tuch überm Kopf und dem Frost mit einer Kohlenpfanne unter den Füßen Trotz bieten, während andere, den Korb über einem Tuchring auf dem Kopf, ausrufend durch die Straßen der Vorstädte wandern. Am Samstag ist man vor Eimern, Kehrriechkübeln, Besen, Staublumpen seines Lebens kaum sicher; das Stadtbächlein staut all den Schmutz vor dem Brücklein auf, bis eine derbe Amazone mit resolutem Stoß ihres Besenstiels Abhilfe schafft. Ueberall spürt man schon den nahen *Sonntag*. Der

bringt nicht nur den Großen Vergnügen und Erholung mit Spazierengehen, Ausfahrt und Wirtshausbesuch voraus; auch die Kleinen beglückt er schon am Morgen: auf den Sessel vor dem Bett hat die Mutter «s'frisch Plinderli», vom Hemd zu den Strümpfen, das Sonntagsröcklein und den gestickten Kittelmantel hingelegt, und dann gibt sie die schönen Spielsachen heraus, Helgenbücher, Dittistube, Wachspuppe, Arche Noah und Bleisoldaten. Am Sonntag weckt einen auch kein Frühgeläute schon um 5 Uhr wie wochentags.

Liegt so schon über dem Kindersonntag eine frauliche Wärme, die sonst nicht so leicht zu spüren ist, so erst recht über den Vorbereitungen zu *Weihnachten* und dem Fest selbst. Mit dem Weihnachtsfronfastenmarkt fängt es an, da ist die ganze Umgebung ein «wahres Babel». In den Advents- und Weihnachtsliedern K. R. Hagenbachs zu Melodien von C. M. von Weber und Mendelssohn klingt die fiebrig frohe Erwartung, und Abel Burckhardts mundartliche Kinderlieder haben ihren intimen Reiz trotz ihren bald hundert Jahren keineswegs eingebüßt. Gleich nach dem Santiklaus beginnt die Hausmutter mit dem Leckerlimachen. Die Sache dazu steht auf dem Ofen. Jedes Kind hat dabei seine Aufgabe: Mandeln und Citronat schneiden, Nägeli und Zimmt stoßen im «Mürsel» oder Zucker abwägen. Dann wird der Honig übergetan über ein kräftiges Feuer im Windloch, dem Känsterli das Kirswasser entnommen und in brennendem Zustand beigefügt, dann das Mehl beigemischt, und jetzt geht die Hauptarbeit an, das Rühren; es macht heiß, daß Mutter die Haubenbündel auftun muß, aber ohne das ginge der Teig nicht auf und gäbe es eine «Pflartsche». Jetzt noch jedem ein Versucherli, dann läßt man den Teig ruhen.

In den ersten Zeiten wird Weihnachten nur religiös gefeiert, noch ohne Lichtenbaum; das Beschenken erfolgt erst zu Neujahr. Dann aber zieht der Baum auf den Heiligen Abend oder den Weihnachtstag selber in die Visitenstube ein, behängt mit all dem Schmuck, den wir heute noch haben, nur einfacher; am Fuß liegt «s'Miesch mit de scheene rote Beerli». Einfacher auch insofern, als die Geschenke für die Kinder

am Baum hangen konnten samt der Rute mit goldenem Stiel und roten Lätschli dran. Für die Kleinsten genügte ein Bajaß mit Schnur zum Aufziehen der Arme und Beine. Die Kinder singen «Ihr Kinderlein kommet» und sagen ihre Verslein auf. Damit wird das *Neujahrsfest* mehr und mehr zum großen *Familihtag* bei Großeltern oder «zue s'Unkle's» zu ausgiebigem Familienessen. Für diesen festlichen Anlaß tritt in der Visitenstube an die Stelle des runden Tisches mit geschnitztem Fuß — schöne Helgenbücher und eine schöne Lampe findet man sonst auf ihm — ein langer und breiter Eßtisch, bedeckt mit einem weißen Damasttischtuch; Leuchter, Blumen in prächtiger Vase, porzellanene Teller, silbernes Besteck glänzen den Geladenen entgegen, wenn sie ihre Garderobe in der Nebenküche abgelegt haben.

Da und dort ist es Sitte, daß jede Familie je eine Platte übernimmt, das einladende Haus für Suppe, Rindfleisch mit Beilagen und den Tischwein sorgt. Der Hypokras wird von Chr. Meyer an der Streitgasse bezogen. Schön ausgefertigte Neujahrswünsche zu überreichen gehörte sich für die junge Welt; Geschenke von auswärts kamen mit dem Botenwagen in Holzschachteln, auf deren alte Adressen gern die neue mit Siegelack «aufpetschiert» wurde.

Zum Freudemachen mit kleinen Geschenken lädt auch *Ostern* ein. Sie spendet natürlich in erster Linie die beliebten, mit Zwiebschalen oder mit Grünzeug gefärbten hartgesottenen Eier; sobald sie erkaltet sind, werden sie mit einem rauhen Wollappen poliert oder bemalt nach dem Helgenbuch «vo dr Grinowee». Außer solchen aus Schokolade- und Gerstenzucker gibt es noch Zuckerhäsli, zur Ueberraschung sogar einen Gummiball oder ein Kaffeeschüsselein mit Oehrli, darin sind die so begehrten Täfelchen versteckt. Das Suchen an allen möglichen und unmöglichen Orten dauert, bis es Zeit wird zum Z'obe mit Osterfladen und Wecken. Lange scheint sich auch der zu Scherz und Satire verlockende Brauch erhalten zu haben, die Eier mit muntern Versen zu verzieren.

Wenn in den Gärten die ersten Aurikeln erscheinen, so ist

das volkstümlichste weltliche Fest nicht mehr weit, die *Fasnacht*. Schon vier, fünf oder sechs Wochen vorher trommelt es vor den Toren und in den Häusern, die Fasnachtskiechli erscheinen. Der Morgenstreich bringt alles auf die Beine. Die Verkleidungen sind noch nicht raffiniert; Haube, Hemd, Schlutti zu einer Junte sind für jeden aufzutreiben. Am großen «Zug» nachmittags machen auch die Vornehmen mit, denn er kostet Geld. Beliebt ist die «alti Wiber Mühli». Waisenknaben in Uniform und Tschako schlagen den von den Staenzlern her vertrauten Ladrett zu dem Vers: «Drei ledrigi Strimpf — Und zwei derzue gän fünf — und wenn i ein verlier — so hani numme no vier.» Die harmlos-witzige Verspottung politischer Vorkommnisse zieht aus der Landschaft, dem Markgrafenland, ja von Mülhausen Besucher herbei.

Zur Fasnacht gehört das *Zunftessen* am Aschermittwoch. Von 12 Uhr an versammeln sich die Zunftbrüder im Zunfthause. Schlägt es vom Münster eins, geht das Essen an. Erst herrscht noch eine frostig verlegene Atmosphäre; wenn man aber einmal Suppe, Rindfleisch, Sauerkraut mit Speck und die erste neben jedem Gedeck stehende Flasche hinter sich hat und Spanferkel mit Zitrone und Petersilie aufmarschiert sind, die zweite Flasche angebrochen ist, wird man alsgemach warm, entdeckt Jugendkameradschaften, tauscht Erinnerungen aus, und bei der zweiten Flasche «merkt men am erste Glesli scho — mit dere syg der Zindstoff ko». Der Meister hinter dem silbernen Gesellschaftspokal erhebt sich zu seiner Rede, amtliche und halbamtliche spaßhafte Trinksprüche werden ausgebracht, der Dunst im Saale, verstärkt durch Pfeifen und Zigarrenrauch, wölkt über den Köpfen hin, und beim «Bessern» steigt die allgemeine Heiterkeit, bis sie bei einer Trommelproduktion eines der ältesten Zunftbrüder ihren Höhepunkt erreicht. Vor Mitternacht verziehen sich die Höheren, die Wägsten und Besten halten aus bis gegen 4 Uhr früh: ein Fest, das bei dem eingezogenen Leben dem Kleinbürger wohl zu gönnen ist. Indessen muß doch bemerkt werden, daß die beiden ausführlichsten Gewährsmänner die-

ser Dinge, Meyer-Merian und Ph. Hindermann, sich mit Absicht an die harmlose Seite gehalten und die Nachtseite sorgfältig beschwiegen haben.

Wie das Kirchenjahr im September neu beginnt mit dem Betttag, so hebt die Reihe der weltlichen städtischen Freudenzeiten mit der beliebten «Landwehrmusterung» im September an. Sie fand auf der Schützenmatte statt. Ganze Scharen von Frauen und Kindern nahmen daran teil, darum hieß sie im Volksmund nur der «Familientag». In fröhlichem Zuge ging es vom Werkhof am Petersgraben durch die Spalen hinaus, voran die Sappeurs im weißen Schurzfell, mit Bärenmützen, die Aexte auf der Schulter, dahinter Trommler und Tambourmajor, die Militärmusik mit dem lieblichen Glöckli spiel, dann das Gros der Soldaten in rotgeränderten Schwalbenschwänzen, blanke weiße Bandeliere über der Brust gekreuzt, hinterdrein der große Troß der Eehälften, Philister, Schulbuben, Weckliverkäufer, die Kinderwägeli nicht zu vergessen. Den Beschluß macht die Schützenkompanie, wenn sie nicht vorzieht, sich verstoßen der Stadtmauer entlangzuschleichen, um nicht durch ihre geringe Zahl allgemeines Gelächter zu erregen. Ist das Scheibenschießen glücklich vorbei, und hat ein Trommelwirbel zum Défilé vor dem Oberst und der höchsten Militärbehörde aufgerufen, so erfreut sich männiglich an Wein und Wurst, die auf Holztellern serviert wird; stolz nimmt man die Preise in Empfang, die im Gabentempel gebührend bestaunt worden sind; selbst den Letzten beglückt noch der «Maienkäfer», und dann bewegt sich nach ausgiebig gekostetem Festleben die Menge wieder in gloriosen Zuge stadtwärts. So gemütlich wie bei uns in Basel scheint in Friedenszeiten das Militärwesen übrigens auch anderwärts in der Schweiz gehandhabt worden zu sein. Im Genfer Musée d'Art et d'Industrie hängt das sprechende Bild von Sim. Durand «Après la revue»; das darauf wiedergegebene Treiben zeigt eine erstaunliche Aehnlichkeit mit dem geschilderten Basler Idyll. Daß der Dichter und der Maler es als Idyll gesehen haben, ist beider gutes Recht; der strenge Historiker muß auch von weniger gemütlichen Dingen wie der be-

trächtlichen Lockerung der Disziplin u. a. berichten, wie im Basler Neujahrsblatt 1912 zu lesen ist.

Am Sabinentag, 27. Oktober, läutet die *Messe* ein, das bedeutet namentlich für die liebe Jugend eine Freudenzeit von vierzehn Tagen. «d'Meß litet i — wer mer nit kromt, dem schlo-n-i d'Schibe-n-i!» lautet ihr dreister Jubelruf. Der Sigrist zu St. Martin erhält beim Einläuten den einen und beim Ausläuten den andern Handschuh. Die Stadtjugend hat schon ein Vierteljahr drauffhin all ihr mit Wassertragen, Holzkörbenschleppen, Kommissionenmachen verdientes Geld zusammengespart. Der für sie wichtigere Teil befindet sich, nicht zur Freude der Lehrerschaft, auf dem Münsterplatz und dehnt sich über die Kaufhausgasse aus bis zum Barfüßerplatz. Das Aufschlagen der vielen Meßhisli lockt schon viele Tage vorher zu polterndem Spiel auf dem Brettermaterial. Da gab es aber auch unbeschreibliche Herrlichkeiten: neben den Reißritene, wo der Ehrgeiz antrieb, mit dem «gestochenen Ring» eine Freifahrt zu ergattern, das Wachsfigurenkabinett, wo man schauernd den Judas oder den Kopf des Holofernes sehen, das Panorama, wo man Napoleon und den russischen Kaiser bestaunen konnte, wo sich drehende Männlein den Mund öffneten, ja und nein sagen konnten; da war das Welttheater und die Menagerie, der Mann mit den roten Augen und die Riesin, die ein Zentnergewicht hob. Für die Kleinsten gab es die Lebkuchenmänner, die Frösche und Hexenwibli oder Peitschen. Zwischenhinein rannte man geschwind zum Käserlitheater, stand ein wenig still vor dem Murmeltierführer oder lachte über den Paraplüverkäufer. Unten am Münsterberg lockten die Buben im Flegelalter die Käsestände; man bat um ein Schnäfeli zum Versuchen und ließ es dabei sein Bewenden haben. Wecklibuben schoben sich durch das Gedränge, Studenten und Commis suchten Begegnungen mit Mädchen. Anders auf dem Petersplatz. Beim Helgema erstand man die beliebten Münchner Helgen, weiterhin Bleisoldaten, Zeichen- und Malmaterial. Die Großen interessiert anderes: Weißzeug, Kleider, Haushaltsartikel und dgl. Am sog. «guten Montag» strömt massenweise das Landvolk

zu den Toren herein, es will die Gelegenheit benützen; vor den Wirtshäusern stauen sich die Wagen und Wägelein.

Auf ihre Rechnung kommen die Frauen allermeist auf dem Häfelimärt, und zwar Stadtfrauen wie solche vom Basbiet und Markgrafenland, und unter den Städterinnen einfache Fraueli wie vornehme mit Federhüten. Da nimmt etwa die Mutter mit dreißigjähriger Einkaufserfahrung die jungverheiratete Tochter mit. Diese hat wohl viel feines Porzellan, aber am Notwendigsten fehlt es, und manches ist schon hin. Drum wird eingekauft: Bratpfannen, Pruntruter Platten, Häfen, Schüsseln, Kaffeegeschirr, rot und braun: Der Korb wird der hinterher trottdenden Magd zu schwer, sie muß mit dem Arm wechseln oder öfter abstellen, während die Frau mit dem Knedli an den Schüsseln herumklopft, ob es gut tönt. Die Geschirrleute richten die Preise auf das bei den Basler Frauen so beliebte Markten ein, sie wissen, daß es denen oft um ein paar Santim geht. Manche wollen gar nicht kaufen und freuen sich bloß am Beschauen; die halbe Stadt ist da zu treffen, die kuriosesten Händel sind zu beobachten; stolz trägt eine Dame im Seidenrock mit gelben Glacéhandschuhen ihren Hafen davon, um zu beweisen, daß sie eine gute Hausfrau ist. Zuletzt werden noch Dittigschirli für Nichten und Gottekinder erhandelt und «Mämmeli» für die Kleinsten.

Ertönt das Martinsglöcklein zum Ausläuten, so schreit die übermütige Jugend gern: «D Meß het e Loch — Wer mer krome will, dä krom mer noch.» Zehn Tage vorher ist der Jugend der bedürftigeren Schichten aber schon gekramt worden: am «Luxentag» (Lukastag, 18. Oktober) wird ja das Schülertuch ausgeteilt, die Stiftung zum Andenken an das Erdbeben von 1356. Das Tuch soll erinnern an die Kleidung, wie sie an der Bußprozession getragen worden. Wie dankbar sie von armen ehrbaren Familien aufgenommen und wie sorgfältig sie verwertet wird, das hat mit sinnig eingeflochtenen Betrachtungen nach berühmten Mustern K. R. Hagenbach liebevoll dargestellt.

*

Auf solchem Kleinstadtboden gedeihen natürlich die *Stadt-originale* vortrefflich. In Bild und Wort oft heraufbeschworen sind die beiden Niggi Münch und Bobbi Keller vom Spittelsprung. Da ist ferner der alte Schnupftabakhändler Bitzburger; er hat aus seinem sauer Ersparten ein Gütlein erworben, wo er seinen Kohl pflanzt und durch Pfropfen feine Obstsorten zieht. Da ist der Träger der großen Trommel, der sich in Klopfen und Putzen und Knöpfelblankreiben mit Wiener Kalk und Pfeifenerde nicht genug tun kann vor der Musterung und, um sich ja nicht zu verschlafen, in voller Montur im Kasten übernachtet! Da ist der Theologieprofessor Müller, der so gerne das Wesen des Teufels definiert: «Wenn i s'Portmone uffmach, und s'isch nit drin, *das* isch der Deifel!» Ein vornehmer Herr, Vetterli zubenannt, ist von sträflichem Geiz; zweimal im Jahr frißt er sich voll, am Neujahrsfami-
liantag und am Zunftessen, so daß er schwer an den Folgen zu tragen hat; bei Verwandten und Bekannten hausiert er mit Kalendern, nur um ein paar Fränklein zu ergattern, und holt sich dabei die Blattern und den Tod. Auch die fromme Spezies fehlt nicht. Eine von Dan. Burckardt-Werthemann so hübsch geschilderte Salome Frey hat nur Bilder des Todes an den Wänden, ist stets in Lektüre von Sterbeliedern vertieft und heißt ob ihrer Dusternus der «Totenvogel». Als Probe ihrer Erbauungsyrik führt unser Gewährsmann die lieblichen Verse an: «... und gemalte Totenköpfe... sind die schönsten Blumentöpfe.»

Zu den Originalen zählt damals, wenn auch nicht als Einzelerscheinung, so doch als Gattungswesen, der Schulmeister. Er gehört zur Sippe des von Paul Kölner lustig geschilderten Vorfahren Joh. H. Kölner, der als Magister am Gymnasium Sonntags im Münsterergottesdienst die «Bubenstege» zu überwachen hatte. Das halb bemitleidenswerte, halb komische Dasein hat in einem Hundstagferienlied K. R. Hagenbach fein charakterisiert. Die ganze Wonne des Erlöstseins auf einige Wochen fällt unter das Motto aus Virgil «Deus nobis haec otia fecit» und gipfelt in dem dankbaren: «Dir dank ich laut bergauf und ab, — Dir Gott, der mir die Ferien gab!»

Dasselbe Erlöstsein tönt aber auch aus dem Jubel des Bubenferienliedes, in dem alle die Plagegeister, die Nepos und Phaedrus und die Lehrmittel für Deutsch, Geschichte, Geographie u. dgl. mit Namen aufgeführt sind. Keine dichterische Erfindung, sondern ein echter leibhafter Spätling solcher Schulmeisteroriginale war der alte und schon etwas gebrechliche, ewig Täfeli schleckende Dr. R. . . M. . . , der Geschichte und Geographie lehrte. Unterbrechungen des con amore betriebenen Unterrichts waren willkommen, am willkommensten, wenn es um zehn Uhr klopfte; dann rief der ganze Chorus der Knaben: «Herr Dokter, d'Schneckebrüejel!» Worauf der Glückliche im Gang mit Andacht schlürfte.

*

Fragt man darnach, inwiefern das *geistige Leben*, vornehmlich ein Zusammenhang mit deutschem Literaturleben, sich im Basler Schrifttum kundtut, so muß in erster Linie erinnert werden an die überragende Bedeutung, die Hebel für die meisten Dichter gehabt hat. Ihm nahe an Breite der Wirkung kommt Goethe mit «Hermann und Dorothea»; Gotthelf ist für Meyer-Merians volkserzieherisches Schreiben wichtig. Was darüber zu sagen ist, steht ausführlich in den Neujahrsblättern für 1920 und 1927. Weiterhin trifft man auf Spuren der Romantik, besser der Nachromantik; Wackernagel und Hagenbach haben sie für Basel vertreten. Eichendorffs «Totenkränze» sind Hagenbach in seiner Trauer um verstorbene Kinder maßgebend bis zur Uebnahme wörtlicher Zitate in seine eigenen Gedichte hinein. Das weiteste Feld aber beherrscht bei Hagenbach und Wackernagel *Fr. Rückert*. Seine unerschöpfliche Gelegenheits- und Hauspoesie mit ihrer Verklärung der kleinen Vorkommnisse des täglichen Lebens kommt dem Sinn der Basler für Häusliches in gewählter geistreicher Form entgegen (s. auch Neujahrsbl. 1827, S. 56). Man kann bedauern, daß dem heutigen Geschlecht der Geschmack an dieser gedankenvollen und formvollendeten Kost abhanden gekommen ist. Selbst mit morgenländischen Gebilden, wie Makamen, oder provenzalischen, wie

der Tenzzone, hat Wackernagel die Basler vertraut gemacht. Im «Geigy'schen Familienbuch» ist der ganze Schatz Rückert-Hagenbach untergebracht. In weite, auch ganz dilettantische Bezirke drang diese Vorliebe für Rückertsche Hauspoesie ein. Einen kleinen Beleg dafür findet man heute noch in den flotten Versen leicht didaktisch-moralisierenden Charakters, die unter den Standbildern im Hofe der Dompropstei am St. Albangraben zu lesen sind. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sie dem Bandfabrikanten J. J. Bachofen-Merian zuschreibt; er hat das Haus Mitte der zwanziger Jahre gekauft und nach Plänen von Melchior Berri umgebaut; er würde damit das in seiner Familie erbliche feine Kunstverständnis bewiesen haben. Von der neueren Dichtergeneration der Herwegh und Freiligrath wendet man sich ab; die exotische Welt des letztern verschafft einem B. Reber einen lustigen poetischen Albtraum. Gut konservativ, hat Hagenbach einst in Bonn am Fackelzug für den suspendierten E. M. Arndt teilgenommen und zufällig 20 Jahre hernach dem Festmahl des Rehabilitierten beigewohnt. Schleiermacher hat er zu seinem Besuch in der Schweiz begrüßt. Wie er denn auch Hebel persönlich aufgesucht hat und nach Weimar gepilgert ist. Den damit gegebenen zarten Faden von Basel zu den Großen der deutschen Dichtung hat dann Wackernagel weitergesponnen. Auf dem schwiegermütterlichen Gute Witwald bei Eptingen hat er den Besuch Uhlands empfangen und damit eine dauernde Beziehung hergestellt. Durch sein Betreuen jüngerer Dichter und seine Shakespeare-Leseabende hat er die Teilnahme Basels am literarischen Leben überhaupt stark befruchtet.

Daß das geistige Leben von *philosophischen* oder religiös-philosophischen Interessen stark bewegt gewesen wäre, dafür zeigen sich im Schrifttum der Zeit nur ganz wenig Spuren. In humoristisch-satirischer Weise findet sich Hagenbach mit der Lehre von der Immanenz ab, das ist derjenigen philosophischen Theorie, wonach die Welt nur aus immanenten, will sagen innerhalb des Bewußtseins sich vorfindenden Elementen zu erklären ist: «Selbstbewegung des Begriffs»

höhnt der Dichter. Und Meyer-Merians Tierkomödie «Die Lichtfreunde», in der von Eulen und Käuzen der Lerche die Freude am Licht soll vergällt werden, ist eine feine Attacke auf den materialistischen Philosophiebetrieb der fünfziger Jahre, nur zu fein, als daß sie heute noch verständlich wäre. Im Titel lehnt sich der Verfasser an den norddeutschen Verein der «Lichtfreunde» an, der gegenüber der pietistischen Hof- und Konsistorialkirche eines Friedr. Wilhelm IV. das Licht in einem vernunftgemäßen Christentum nach den Forderungen des Zeitgeistes sah. — Aufgelockerter scheint der Boden für *soziale* Anliegen gewesen zu sein; dafür spricht die Beliebtheit der an Gotthelf und Hebel geschulten Volksschriftstellerei desselben Verfassers und seiner Kalendergeschichten.

Merkwürdig berührt in der Musikstadt Basel, wie geringen Widerhall die *Musik* in ihrem poetischen Schrifttum gefunden hat. Für Hagenbach steht sie gleich wie für seinen Luther «zusamt der Theologie zunächst dem Gottesthron». Als leidenschaftlicher Verehrer Schuberts bekennt sich Jak. Burckhardt im «Hämpfeli Lieder». Der Basler Liedertafel hat Wakkernagel mehrfach seinen poetischen Gruß dargebracht zu ihren Cäcilienfeiern. Im kleinbürgerlichen Musikbetriebe stehen Flöte und Gitarre in starkem Ansehen. Mehr als solch flüchtige Spuren sind nicht zu entdecken; merkwürdig, wo doch lange Jahre die Oper überragende Geltung genoß und gemischte Chöre und Männergesangsvereine blühten! Die Interessen scheinen auf zwei Lager verteilt; wer zur literarischen Seite hält, hat wenig für Musik übrig und umgekehrt, ein Zustand, der heute noch nicht ganz überwunden scheint.

Ebensowenig vernimmt man von der engeren und weitem *Politik*, den großen Bewegungen und Strömungen des Zeitalters. Eman. Scherb und Kölner «der Saure» stehen im Tageskampf. Eine allgemeine Darstellung hätte da zu berichten vom Thema «Distelkalender und Basel». Um die Dreißiger Wirren herum spinnt ein Baselbieter Roman von Elis. Hetzel seine Fäden. D. Kraus schildert den Abschiedsschmerz der Witwe, die den Sohn ins Gefecht ziehen lassen muß, und Meyer-Me-

rian läßt den Gelterkinderbott Hansli in einer gespenstischen Vision das Ende der Kämpfe schauen. Beiläufig gestreift werden das Flüchtlingswesen, die Polenbegeisterung, die kommunistische Bewegung (W. Weitling), das Goldgräberfieber und das Auswandererwesen. Dafür rauscht es aus den Versen der Stadtpoeten von begeisterter Teilnahme an den *Jubelfeiern* großer kultureller und wissenschaftlicher Institutionen, der Naturforschenden Gesellschaft, der Schweizerischen Musikgesellschaft, der Geschichtsforscher, der Buchdrucker, der Gesellschaft des Guten und Gemeinnütigen mit der Würdigung J. Iselins, des Jugendfestes von 1841, des schweizerischen Pompierfestes und schließlich der Universität. Zu diesem letzten Anlasse hat Wackernagel unter allen Festgedichten mit dem «*Lied der Buchdrucker*» 1860 wohl den Vogel abgeschossen. Die sonst so verständige Nüchternheit zeigt sich hier eines Wellenschlags von Begeisterung fähig, wie ihn in der Stadtgeschichte nur noch die historischen Feste von 1892 und 1901 erreicht haben.

*

So spiegelt sich die Stadt in der Biedermeier Dichtung. Wer das Bild erfassen will, hat es mit Kleinem zu tun, darf auch am Kleinsten nicht vorbeigehen. Das Bild muß einseitig sein, weil es ein dichterisch geschautes Bild ist, und es setzt sich aus vielen Einzelzügen zusammen, weil jeder Darsteller durch seine Brille sieht. Es finden sich auch Besonderheiten, die nicht allgemeinverbindlich sind; was aber viele gesehen haben, das galt es *zusammenzuschauen*. Die Sonnseite überwiegt, manches liegt in einer gewissen Verklärung. Man würde also, das Thema nochmals präzisierend, besser und bescheidener von Streifzügen durch das Basler Biedermeier sprechen. Wo aber Tatsächliches und Zuständliches in Rede steht, da herrscht ein durchaus glaubhafter Realismus. Ich darf auch sagen, daß im Vorstehenden kein Zug genannt wird, der nicht aus dem Schrifttum belegt werden kann; der Versuchung, aus allgemeiner Geschichtskennntnis heraus zu vervollständigen, bin ich nach Kräften ausgewichen. Nur da und dort wurden zur Be-

stätigung des dichterisch Ueberlieferten biographische Aufzeichnungen und Lebenserinnerungen beigezogen, vor allem aber zur Kontrolle die mit so viel Umsicht hergestellten Bildersammlungen «Basel im Bilde seiner Maler» und «das alte Stadtbild» von Annie Hagenbach und R. Kaufmann. Die Dichter-Gewährsleute sind nur an besonderen Stellen mit Namen angeführt, sie sind alle im Neujahrsblatt 1927 beschrieben. Das Mosaikartige sollte damit vermieden und der Leser nicht unnötig beschwert werden; desgleichen habe ich die Zitate möglichst wörtlich gegeben und einzelne Ausdrücke in baseldeutscher Form gebraucht, um keine fremde Färbung hineinzutragen. Als Leitsatz schwebte mir dabei der Voltaire'sche Ausspruch vor: «Les lecteurs ne savent pas, combien je me suis donné de peine pour ne point leur en donner.»

Es muß auffallen, daß ganze *große Gebiete* des Lebens nicht widergespiegelt werden oder *nur angedeutet* sind; der große Zeitroman fehlt, dessen Aufgabe es wäre, von der Menschheit großen Gegenständen zu handeln. Mangelt es am Sinn dafür oder am Darstellungsvermögen dazu? Warum beherrscht das Idyllische fast ausschließlich das Feld? Die Frage hat schon Ad. Socin im Basler Neujahrsblatt 1896 beschäftigt; er sieht den Grund davon in der Ermüdung nach den Dreißiger Wirren und der dadurch bedingten bewußten Abkehr von allem Politischen. Das hat zweifellos viel für sich; doch mir scheint, dieser Hang zum Idyllischen sei noch viel komplexer mit dem tiefsten Basler Wesen verwachsen, wie es im Basler Neujahrsblatt 1927 S. 70 ff. zu erklären versucht ist. Dabei ist zu bedenken, daß die poetische Betrachtungsweise stets erst mit dem Schwinden des Alten einsetzt und die Romantik erst fühlbar wird, wo das Bewußtsein der Vergänglichkeit gewohnter Zustände Platz greift. Wie man auch die alte Postkutsche romantisch zu verklären begann, als die Klagen über das jämmerliche Verkehrsvehikel längst verstummt waren. «Die Eile ist vom Teufel», sagt ein morgenländisches Sprichwort, und schon der alte Goethe hat hellseherisch das Stigma der heraufkommenden neuen Zeit im «Veloziferischen» erahnt. Das heutige Lebenstempo läßt

das Geruhsame und Behagliche von ehemals, das Schlichte und Genügsame, das Trauliche und Patriarchalische, fern von Gleichmacherei und Vermassung, läßt Kultur ohne Betrieb, Tätigkeit ohne Nervosität, ruhige Wochenarbeit und stillen Sonntagsfrieden wieder begehrenswert erscheinen. Es dämert die Erkenntnis, daß für dieses «Ehemals» die Seele der Kultur die Kultur der Seele war. Wenn darum seit geraumer Zeit Biedermeier auf gewissen Gebieten große Mode ist, so beweist das nur, daß männiglich gern berichten hört, wie es war, als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, und daß er nicht nur mit wohlwollendem Lächeln, sondern mit Wehmut und Neid einer Zeit gedenkt, die unwiderbringlich dahin ist.